Simmel, Georg (1968) [1908]: Exkurs über den Fremden, in: Ders.: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Berlin: 509-512.
Stäheli, Urs (2000): Poststrukturalistische Soziologie, Bielefeld.
Stäheli, Urs (2004): Subversive Praktiken? Cultural Studies und die 'Macht' der Globalisierung, in: Hörning, Karl H./Reuter, Julia (Hg.): Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis, Bielefeld: 154-169.
Stötzer, Bettina (2004): InDifferenzen. Feministische Theorie in der antirassistischen Kritik, Hamburg.
Spivak, Gayatri (1988): In Other Worlds. Essays on Cultural Politics, London.
Spivak, Gayatri/Guha, Ranajit (1988) (Hg.): Selected Subaltern Studies, Oxford.
Trinh, T. Minh-ha (1991): When the Moon Waxes Red. Representation, Gender and Cultural Politics, London/New York.
Tschernokoschewa, Elka (2001): Beobachtung von Differenz und Hybridität, in: Schlehe, Judith (Hg.): Interkulturelle Geschlechterforschung. Identitäten, Imaginationen, Repräsentationen, Frankfurt/M. et al.: 51-70.
Welsch, Wolfgang (1997): Transkulturalität. Zur veränderten Verfassung heutiger Kulturen, in: Schneider, Irmela./Thomsen, Christian Werner (Hg.): Hybridkultur. Medien Netze Künste, Köln: 67- 90.
Zima, Peter (2001): Moderne – Postmoderne. Gesellschaft, Philosophie, Literatur, Tübingen et al.

Angermüller, Johannes (2005): "Macht und Subjekt. Gesellschaftstheoretische Anstöße im Anschluss an Foucault, Althusser und Lacan". In: M. Schultze, J. Meyer, D. Fricke, B. Krause (Hrsg.), *Diskurse der Gewalt - Gewalt der Diskurse*. Frankfurt am Main et al.: Lang, S. 73-84.

Johannes Angermüller

Macht und Subjekt

Gesellschaftstheoretische Anstöße im Anschluss an Foucault, Althusser und Lacan

Das Problem der Macht in der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung

Das Problem der Macht beschäftigt die sozialwissenschaftliche Theoriebildung seit ihren Anfängen. So begreifen die einen – im Anschluss an Max Weber oder Karl Marx – Macht als ungleich verteilte Ressource, deren Verfügung bzw. Nicht-Verfügung eine gesellschaftliche Gruppe zur herrschenden bzw. beherrschten macht. In Abgrenzung von einem solchen Nullsummenspielmodell stellen die anderen die gesellschafts- und subjektkonstitutive, mithin die „produktive" Dimension von Macht heraus. So versteht Talcott Parsons Macht als ein generalisiertes Medium, das zwischen den Funktionsbereichen zirkuliert und dadurch die Einheit der Gesellschaft stiftet. Auch für Michel Foucault ist Macht „produktiv"; sie bezeichnet das Ver-Mögen, der Aussage Wahrheit zu verleihen, die Materie als Ding der Welt einzuteilen, das Individuum zum Subjekt zu machen, kurz: die Welt diskursiv zu strukturieren und in ihrer positiven Existenzweise sichtbar zu machen.

Doch auch wenn Foucault wichtige Anregungen für eine Machttheorie gegeben hat, bleiben viele Probleme, gelinde gesagt, ungelöst: Ich möchte weder die oft geäußerte Kritik an seiner blumigen, mäandernden Sprache noch die vielen Fragezeichen aufnehmen, die mit Blick auf die methodische Anwendbarkeit seines Ansatzes aufgeworfen wurden. Was Foucaults Machttheorie problematisch macht, scheint mir, zugespitzt gesagt, die theoretische Allzuständigkeit dieses Begriffs zu sein, der bei den Jüngern des mittleren, „genealogischen" Foucaults einen gewissen Kultstatus zu genießen scheint. Foucaults Macht ist überall, und sie ist immer schon; sie durchdringt alle Kapillaren des gesellschaftlichen Lebens. Muss sie nicht zu einer pulsierenden Energie werden, die sich in der sozialen und diskursiven Praxis ausdrückt?

Nun spricht der Umstand, dass dieser Machtbegriff in der esoterischen Massenkultur von heute einen so wichtigen Platz einnimmt – man denke an das

„Die Macht ist in dir!"-Motiv in Filmen wie „Herr der Ringe", „Starwars" oder „Matrix" –, keineswegs gegen das zeitgeschichtliche Gespür Foucaults. Doch wie können wir der Mythifizierung des Machtbegriffs entgehen, ohne das Kind mit dem Bade auszuschütten und die Problematik der Macht einfach für irrelevant zu erklären? Es mag auf den ersten Blick überraschen, dass Macht in Foucaults diskurstheoretischen Arbeiten keine Rolle spielt; doch könnte vielleicht gerade die Diskurstheorie helfen, eine Substanzialisierung von Macht zu umgehen. Was Foucaults Diskurstheorien, wie sie in der Ordnung der Dinge (1966), der Archäologie (1969) und der Ordnung des Diskurses (1971) entworfen werden, und die Überlegungen zur Machtproblematik (s. seine zahlreichen Aufsätze von Mitte der 1970er Jahre sowie Foucault 1975) verbindet, ist die Suche nach einer nicht-subjektivistischen Subjektivitätstheorie, die das Sprechen und Handeln der Individuen als diskursiven Effekt bzw. als Produkt machtinduzierter Praktiken fasst. Foucaults Überlegungen zur Subjektivität können somit als ein Bindeglied zwischen Diskurs- und Machttheorie gelten.

In diesem Beitrag möchte ich über den Umweg der anderen Tendenzen der „französischen" Diskurstheorie, insbesondere den von Jacques Lacan inspirierten Subjekttheorien der Diskurspragmatik und der Althusser'schen Ideologietheorie fragen, wie sich das Problem der Macht diskurstheoretisch reflektieren lässt. Im Ergebnis deutet sich ein nicht-reduktionistischer Begriff des Diskurses an, der weder von determinierenden vordiskursiven Objektivitäten („Gesellschaft") ausgeht noch mit vermittelnden Repräsentationsinstanzen (wie sprechend-handelnden Subjekten) operiert. Vor diesem theoretischen Hintergrund soll dann die Frage der diskursiven Organisation von Macht gestellt werden.

Umrisse einer „post-strukturalistischen" Diskurstheorie

Die Diskursanalyse interessiert sich im Allgemeinen für die situationsübergreifende Organisation symbolischer Praxis und deren Einschreibung in bestimmte institutionelle und historische Orte (Angermüller 2005b). In Frankreich sind es Ende der 1960er Jahre neben Foucault, v.a. Lacan und Althusser, die die entscheidenden Impulse für die Etablierung eines Felds der Diskursanalyse geben. So entsteht die „französische" Diskursanalyse, als nach 1966 die strukturalistische Hoffnung schwindet, die Gesamtheit kultureller Erscheinungen auf eine angebbare Anzahl kleinster bedeutungsunterscheidender Elemente und Regeln zurückzuführen. Deutlich wird die „post-strukturalistische" (diskurspragmatische) Wendung der Diskursanalyse[1] u.a. in Foucaults theoretischer

[1] Die „post-strukturalistische" Tendenz der französischen Sprachwissenschaften soll hier vom nordamerikanischen und mitteleuropäischen Theorieparadigma des (bindestrichlosen) „Poststrukturalismus" abgegrenzt werden (vgl. Angermüller 2001).

Entwicklung zwischen 1966 und 1970. Ist *Die Ordnung der Dinge* (1966) noch dem Programm des Strukturalismus verpflichtet, vollzieht Foucault in der *Archäologie des Wissens* (1969) mit der Einführung des Begriffspaars von Äußerung und Aussage (*énonciation, énoncé*) die Wende zu einer diskurspragmatischen Fundierung des Diskurses. Bezeichnenderweise ist im Werk von 1966 noch nirgends die Rede von Diskurs. Dort interessiert sich Foucault für die Beschreibung von *epistamai* – historischen Denk- und Wissenssystemen, deren Regelordnung er aufzuzeigen sucht. In Anlehnung an Saussures Langue/Parole-Unterscheidung betrachtet Foucault das historisch Gesagte (gleichsam Saussures *parole*) als die Manifestation einer transzendentalen Grammatik des historisch Sagbaren (*episteme* bzw. *langue*). Die einzelnen Manifestationen einer *episteme* werden als die Aktualisierungen eines übergreifenden epistemischen Codes betrachtet, der der Konstitution von Bedeutung theorielogisch vorausgeht.

Aus diskurspragmatischer Sicht erweist sich ein solches Modell, das auf die Herausarbeitung einer „diskursiven Grammatik" zielt, jedoch als problematisch, muss die Bedeutung der einzelnen diskursiven Elemente doch auf ein vorgängiges Regelsystem zurückgeführt werden, das von deren zeitlicher, räumlicher und institutioneller Spezifizität notwendig abstrahiert. Der Spezifizität des Diskurses kann erst mit der Umstellung des Langue/Parole-Modells auf die diskurspragmatische Unterscheidung von Äußerung und Aussage Rechnung getragen werden, wie dies Foucault in der *Archäologie des Wissens* von 1969 anstellt (vgl. Angermüller 2005a). Äußerung und Aussage sind die wenig glücklichen Übertragungen des sprachwissenschaftlichen Begriffspaars von *énonciation* und *énoncé*. In der französischen Sprachwissenschaft verweist der Terminus der Äußerung bzw. *énonciation* auf den Gebrauch bzw. die Akthaftigkeit von Sprache. Unter einer Äußerung ist der Vollzug einer Sprechhandlung zu verstehen, die einen Fakt des Diskurses konstituiert, auf den wiederum diskursiv verwiesen werden kann. Der sprachliche Vollzug bezeichnet somit eine eigene Ebene der Produktion von tatsächlich gebrauchter Sprache, und genau auf diesem enunziationstheoretischen Umschlag von sprachlichem Akt (*énonciation*) zu diskursivem Fakt (*énoncés*) baut Foucaults Verständnis der „diskursiven Formation" in der *Archäologie* (1969) auf. Eine *formation discursive* besteht aus spezifisch hervorgebrachten Diskurs(f)akten, die zu einer Ordnung wiederholbarer Differenzen und Sequenzen verbunden sind, deren Risse und Lücken sich nicht vollständig schließen lassen und immer neue diskursive Akte notwendig machen. Foucaults Hinwendung zur Dimension des diskursiven Ereignisses, die von einer ausführlichen, aber impliziten Auseinandersetzung mit John Austins Sprechakttheorie getragen wird, macht die theoretische Innovation der *Archäologie des Wissens* gegenüber früheren semiotisch-strukturalistischen Arbeiten aus. Die Spezifizität, Singularität und Kontingenz des diskursiven (F)Akts rücken in den Mittelpunkt der (enunziativen) Analyse. Da der Diskurs

die Singularität und Kontextualität diskursiver Ereignisse organisiert, kann der Diskurs weder als Abfolge unverallgemeinerbarer Einzelerscheinungen gefasst noch zu einer Funktion eines ursprünglich gegebenen Kontexts reduziert werden. Diskurstheoretisch gesprochen geht es um die diskursiven Regeln, die der Produktion der Singularität und Spezifizität des diskursiven Ereignisses zu Grunde liegen. Nicht die Beschreibung abstrakter, ahistorischer Textsysteme steht im Mittelpunkt der diskursanalytischen Betrachtung, sondern die Hervorbringung und Existenzweise diskursiver Ereignisse, die spezifische Verknüpfung singulärer Diskurs(f)akte.

Aus der diskurspragmatischen Hinwendung der französischen Linguistik zum Äußerungsvollzug bzw. zur Ereignishaftigkeit des Diskurses, ergeben sich mit Blick auf das handlungstheoretische Problem der Vermittlung von Freiheit und Zwang, Individuum und Gesellschaft, neue Perspektiven jenseits von Objektivismus und Subjektivismus. So halten, anders als etwa pragmatistisch-interaktionistische Strömungen nordamerikanischer Provenienz oder wissenssoziologische Ansätze aus Deutschland, die pragmatischen Strömungen in Frankreich in der Regel an der nicht-subjektivistischen Tendenz fest, die typisch für die sprachwissenschaftliche Theorietradition in Frankreich ist. Als wichtige Vertreter der französischen Pragmatik möchte ich neben dem Foucault der *Archäologie* insbesondere auch die Theorie diskursiver Kontingenz von Jean-François Lyotard (1979) und eine Reihe von strukturalistischen Linguisten wie Emile Benveniste (1974) und Oswald Ducrot (1984) sowie „post-strukturalistische" Linguisten wie Dominique Maingueneau (1993) nennen.

Für diese „post-strukturalistischen" Zugänge zur Subjektivitätsproblematik bezeichnet das Subjekt genauso wenig den Ort freien Handelns und autonomer Praxis wie eine gegebene Gesellschaftsstruktur das Handeln und Sprechen von Individuen zu determinieren vermag. An die Stelle mehr oder minder freier handelnder Individuen, die mit gesellschaftlichen Zwängen konfrontiert sind, kann nun die artikulatorische Verschränkung von kontingentem Ereignis und konstitutiv offener Struktur treten. Subjektivität wird dann als ein Effekt kontingenter Diskursereignisse gefasst, die in den Brüchen und Rissen der diskursiven Formation stattfinden und die Individuen als Subjekte des Diskurses installieren. Nicht das Individuum kontrolliert den Diskurs, sondern das diskursive Ereignis, das in die Formation „hereinbricht", produziert Subjekteffekte.

Leider bietet Foucaults Ansatz wenig Gelegenheit für weitergehende Reflexionen zum Verhältnis von Diskurs, Subjektivität und Macht, weshalb ich auf die in der internationalen Rezeption weniger beachteten Tendenzen der „französischen Diskursanalyse" aus dem Umkreis des marxistischen Philosophen Louis Althussers und seines Schüler Michel Pêcheux eingehen will, die

sich von der nicht-subjektivistischen Subjektivitätstheorie des Psychoanalytikers Jacques Lacan inspirieren lassen.

Althusser und Lacan: Subjektivität zwischen Interpellation und konstitutivem Mangel

Louis Althusser ist jener der drei Diskurstheoretiker, der sich am explizitesten in das „anti-humanistische" Lager der intellektuellen Kontroversen der Zeit schlägt. Doch will Althussers „Anti-Humanismus" das Problem der Subjektivität nicht an sich eliminieren. Im Gegenteil, Althussers Subjekttheorie (1995), die von dem Diskurstheoretiker Michel Pêcheux in die diskursanalytische Forschungspraxis umgesetzt wurde (1975), kann als der Versuch gewertet werden, die spezifische Bedeutung von diskursiver Subjektivität für die Vergesellschaftung von Individuen in den Blick zu nehmen. Althusser begreift Ideologie als einen diskursiven Mechanismus, dessen Aneignung die Individuen im Diskurs sichtbar macht und bestimmte Positionen in der Sozialstruktur einnehmen lässt. Der Eintritt der Individuen in den Diskurs ist insofern von „ideologischer" Natur, als er einen Prozess der Versubjektivierung[2] voraussetzt. Zentral ist der Begriff der Anrufung (*interpellation*). So „rekrutiert" der Diskurs in den Akten der Anrufung die für die Besetzung gegebener Subjekt-Positionen notwendigen Individuen. Indem sich das Individuum von einem diskursiven Ereignis anrufen bzw. ansprechen lässt, findet es „seine" Subjekt-Position.

Es ist leicht, die Schwächen von Althussers Subjekttheorie auszumachen, und die zahlreichen Kritiken an Althussers vermeintlichem Funktionalismus und Strukturdeterminismus sind nicht schwer aufzutun. Liquidiert Althusser das Problem der Subjektwerdung nicht einfach, wenn er die Existenz eines Systems von sozialen Positionen unterstellt, die die versubjektivierten Individuen vollständig definieren? Verlagert er das Problem der Subjektivität nicht einfach auf abstrakt waltende Strukturen?

Anstatt auf diese Einwände mit der Rückkehr zum freien autonomen Subjekt zu reagieren, schlage ich vor, den Weg einzuschlagen, den Slavoj Žižek mit der Kritik an Ernesto Laclaus früher Hegemonietheorie wählt (in Laclau 1990). Žižek argumentiert, dass Subjekt-Positionen nicht schon vor ihren Aneignungen durch die Individuen im Diskurs existieren. Vielmehr setzt die Subjekt-Position einen artikulatorischen Akt der Vernähung der symbolischen Ordnung des Diskurses voraus, weshalb es eine Subjekt-Position ohne ihre (spezifische) Aneignung nicht geben kann. Auch Judith Butler (1997) begreift Althussers Subjekt-Positionen-Analyse nicht im Sinne einer Realisierung einer vorgängig definierten Valenz im Diskurs, sondern als einen Prozess performativer Wieder-

[2] Es ist wichtig zu betonen, dass das französische *assujettissement* die Bedeutung der Unterwerfung mitträgt.

holung. Butler zeigt die Grenzen von Sozialisationstheorien auf, die die Ausbildung von Subjektivität als die Verinnerlichung eines (intersubjektiv geteilten) Wissens fassen. Nach Butler setzt Subjektivität keinen sedimentierten Erfahrungsschatz voraus, der im Sagen ausgedrückt wird; Subjektivität kann vielmehr als der performative Effekt von kontingenten Äußerungsakten betrachtet werden. Erst in und durch den performativen Akt der Anrufung wird das Individuum zu einem Subjekt des Diskurses – ein Subjekt, das sich in spontaner Evidenz als Ich begreifen kann, das immer schon zu wissen meint, was es will, wenn es spricht.

Althusser übernimmt von Lacan die Idee, dass das Individuum durch den Eintritt in die symbolische Ordnung eine mehr oder minder ausgeprägte „Illusion" von Innerlichkeit bzw. Kohärenz aufbaut. Doch Lacan bietet weit mehr als eine Theorie der Versubjektivierung an; er diskutiert insbesondere auch die Natur der soziosymbolischen Ordnung, in die das Subjekt investiert ist. So betont Lacan (vgl. insbesondere 1975, 1978, 1973) die unauflösbaren Spannungen, die Risse bzw. Falten im Diskurs, die mit immer neuen Signifikanten und Diskursereignissen vernäht werden müssen. Diese Orte des konstitutiven Mangels, des Aussetzens von Sinn, bezeichnen das „Reale", das sich symbolischer Repräsentation entzieht. Lacan betont die „Unvollständigkeit" symbolischer Strukturen, deren konstitutive Risse und Mängel durch immer neue diskursive Akte gefüllt werden müssen. Die Vernähung des Diskurses zu einem in sich harmonischen Ganzen muss letztlich immer scheitern; das Begehren, das sich aus der unschließbaren Struktur des Diskurses ergibt und auf die Füllung des Mangels zielt, kann nie endgültig geschlossen werden.

Mit Lacan kann der Diskurs als ein heterogenes Phänomen betrachtet werden, in dem sich die drei Register des Symbolischen, Imaginären und Realen überlagern. Im Gegensatz zu semiotischen Ansätzen ist der Diskurs bei Lacan nicht als ein ausschließlich symbolisches Phänomen zu verstehen, etwa als ein Spiel von Differenzen und Unterscheidungen à la Derrida. Es kommen die imaginären Bezüge zum Anderen hinzu, in dem sich das Subjekt spiegelnd wiederfindet. Der imaginäre Andere präsentiert sich je nach Diskursposition dem Individuum in ständig neuen optischen Winkeln und erlaubt diesem, eine Unterscheidung zwischen Innen und Außen aufzubauen. Das Imaginäre bezeichnet demnach die oszillierenden Identifikationen mit Objekten in der Welt, die durch den Eintritt in die zeitlose Ordnung des Symbolischen gleichsam fixiert werden. Das Register des Imaginären verweist auf den „optischen Apparat", dessen Brechungen die Position des Subjekts in der Welt definieren (vgl. dazu Lacans Modell des umgekehrten Blumenstraußes 1975).

Hier ist nicht der Ort, um auf die Lacan'sche Theorie der drei Register des Symbolischen, Imaginären und Realen und der intersubjektiven Dialektik von imaginärem und großem Anderen genauer einzugehen, mit der die diskursive

Konstitution des Sozialen beschrieben werden kann (vgl. ausführlicher Angermüller 2005a), und ich möchte mich auf die Frage der möglichen Konsequenzen für ein diskurstheoretisch informiertes Machtverständnis beschränken.

Umrisse einer Theorie der diskursiven Konstitution von Macht

Wenn, wie Foucault bemerkt, Macht nicht repressiv, sondern produktiv ist, kann sie nur innerhalb der positiv hervorgebrachten Diskurs(f)akte existieren. Es ist diese Produktion diskursiver Faktizitäten durch kontingente Akte, die die Artikulation von Subjekt-Positionen des Diskurses erzwingen. Wenn die Subjektpositionen des Diskurses in den Rissen entstehen, deren Vernähung einen Effekt intentionalen Handelns und Sprechens zeitigt, dann kann Macht nicht als ein Prozess aufgefasst werden, in dem das Subjekt einer gegebenen sozialen Struktur unterworfen wird. Macht wird wirksam, wenn mit der Produktion von Mehr-Diskurs ein Mangel vernäht wird.

An diesem Punkt kann mit Lacans Theoriemodell angesetzt werden, das zwar keine ausgearbeitete Gesellschaftstheorie enthält, doch Figuren anbietet, mit denen der *double bind* der klassischen Soziologie von gesellschaftlicher Struktur vs. sprechend-handelnden Individuen überwunden werden kann. In Anlehnung an Lacans Register des Symbolischen kann das Soziale als eine Struktur verstanden werden, die sich durch Heterogenität, Offenheit und Unebenheit auszeichnet. Heterogen ist das Soziale, weil in ihm disparate Elemente zu vorläufig stabilisierten diskursiven Formationen verbunden sind. Offen ist das Soziale, weil es um konstitutive Lücken und Brüche herum organisiert ist, deren Vernähung kontingente Diskursakte, d.h. immer mehr Diskurs erzwingen. Uneben ist das Soziale, weil dessen Elemente sich in einem diskursiven Raum verteilen, dessen hierarchische institutionelle Organisation die ungleichen Wertigkeiten dieser Elemente begründet. Die Institutionalität des Sozialen ergibt sich aus der Berufung auf die Ordnung als solcher, die von jedem Eintritt in sie, von jedem diskursiven Akt der Aneignung ihrer Elemente notwendig vorausgesetzt wird. Die Institution ist somit kein gegebener Untergrund des Sozialen, sondern als ein Phänomen zu betrachten, das die spezifische Unebenheit des Systems von Differenzen begründet, dessen perspektivische Gebrochenheit von dem spezifischen Eintrittspunkt abhängt, von dem aus das Soziale angeeignet und aufgespannt wird.

Das Phänomen der Macht lässt sich somit nicht allein mit dem Verweis auf die Institutionalität des Symbolischen abhandeln. Es kommt das Register des Imaginären hinzu, das es erlaubt, den produktiven und subjektkonstitutiven Charakter von Macht sowie die spezifischen imaginär-perspektivischen Brechungen zu diskutieren, die sie in den Raum des Sozialen einführt. Ein Beispiel mag die Schwierigkeiten verdeutlichen, die ein Machtbegriff aufwirft,

der den perspektivischen Winkel in der Wahrnehmung von Macht nicht reflektiert. Nehmen wir die Antagonisten der wirtschaftspolitischen Auseinandersetzung: Gewerkschafter und Mittelstandsvertreter. Während der erstere sich mit einem neoliberal dominierten Wirtschaftssystem konfrontiert sieht, in dem seine keynesianisch-sozialstaatlichen Politikvorstellungen systematisch ausgebremst werden, wähnt sich der letztere in einem von Gewerkschaften regierten Land, in der sozialdemokratische Regulierungswut jede freie Unternehmerinitiative abwürgt. Kann diese konträre Wahrnehmung der gesellschaftlichen Verteilung von Macht auf eine soziale Ordnung, wie sie „wirklich" ist zurückgeführt werden oder ist sie nicht eher eine Konsequenz der *notwendig* imaginären Verortung der Subjekte im Diskurs?

Macht wirft die Frage auf, wie die neu hervorgebrachten diskursiven Positionen und Elemente des Diskurses in einen hierarchisch geordneten Raum der Macht eingeschrieben werden, der nach den Regionen des Anderen und des Eigenen unterteilt ist. Diese imaginäre Unterteilung des Raums nach Anderem und Eigenem muss sich aus der Optik bestimmter Subjektpositionen je verschieden darstellen. So präsentiert sich die imaginäre Ordnung des Sozialen auch von den Subjektpositionen, die durch ein und denselben Antagonismus definiert werden, als fundamental verschieden. Das systematische Verfehlen des jeweils Anderen im Raum der Macht unterstreicht die imaginären Brechungen, die einen Macht-Diskurs charakterisieren. Die Subjektpositionen in dem symbolisch mehr oder minder fixierten Raum der Macht gehen am jeweils Anderen systematisch vorbei, wobei Macht und Subjektivität nur in der Überlagerung von Symbolischem und Imaginärem begreifbar ist: Ein Macht-Diskurs organisiert nicht nur die imaginären Anderen der Subjekte, sondern schreibt deren diskursive Aktivität auch in die Ordnung des Großen Anderen ein. Macht kann damit unter folgenden Formel zusammengefasst werden: Der Raum der Macht entsteht, indem die Subjektkonstitution über einen imaginären Anderen läuft, der durch sein Verhältnis zum großen Anderen definiert wird. Von Macht kann also gesprochen werden, wenn der Eintritt in die symbolische Ordnung im Namen eines großen Anderen erfolgt, der dem imaginären Anderen, in dem sich das Subjekt wieder findet, seinen spezifischen hierarchisch definierten Platz im diskursiven Raum zuweist.

Konklusion

In der klassischen sozialwissenschaftlichen Tradition wird die Gesellschaft gemeinhin als der übergreifende Rahmen vorausgesetzt, der das Außen der Gesellschaft von ihrem Innen trennt. Innerhalb dieses Rahmens finden alle Individuen, Elemente und Positionen ihren mehr oder minder sozial definierten Ort. Das, was sich nicht integrieren lässt, ist entweder dem gesellschaftlichen Außen zuzurechnen, oder es obliegt der Empirie, den vermeintlichen Nicht-Ort

dieses Rests auf einen wie auch immer bestimmbaren Ort in der Gesellschaft zurückzuführen. Angesichts der Krise nationalstaatlicher Institutionen und zunehmend postnational entgrenzter Gesellschaften fällt es heute zunehmend schwer, mit „der" Gesellschaft zu operieren, wie dies die Gesellschaftstheorien von Marx bis Parsons taten. Ist es angesichts des Schwindens eines übergreifenden Rahmens („Gesellschaft") möglich, eine „objektive" Beschreibung von Macht zu geben, und zwar der Macht, die die Gesellschaft „wirklich" organisiert, unabhängig von einer bestimmten diskursiven Subjektposition? Die Antwort dieses Beitrags ist, dass die Beschreibung einer solchen „objektiven" Machtverteilung nur begrenzt möglich ist; Macht organisiert vielmehr gerade die Art und Weise, wie Subjekte ihre Position in einer hierarchischen Ordnung wahrnehmen. Die unterschiedlichen Wahrnehmungen spezifisch strukturierter Räume der Macht bezeichnen demnach keine korrigierbaren Fehler in der „subjektiven" Wahrnehmung eines „objektiven" Zusammenhangs. Sie verweisen vielmehr auf die verschiedenen Existenzweisen der Subjekte im Diskurs und damit auf die Frage, wie die Individuen „ihre" Subjektpositionen finden und dadurch diskursiv sichtbar werden.

Der Hinweis auf die imaginären Brechungen von „Macht-Diskursen" hilft erklären, warum die Reaktion auf Macht höchst unterschiedlich ausfallen kann. Wenn der Wahrnehmung von Unterdrückung ein komplexer und unkalkulierbarer Prozess imaginärer Verortungen und hegemonialer Artikulationen vorausgeht, dann ist es wenig überraschend, dass Unterdrückung keineswegs automatisch widerständige Praktiken nach sich zieht. Erst im Diskurs entscheidet sich, welche Probleme zu einem Gegenstand der hegemonialen Auseinandersetzung werden, andere dagegen nur eine marginale Rolle spielen.

Dieser Beitrag sollte keine fertigen Antworten geben, und die vorgeschlagene diskurstheoretische Öffnung der Machtproblematik möchte ich als einen „post-strukturalistischen" Denkanstoß verstehen, dessen Konsequenzen für die „poststrukturalistische" Gesellschaftstheorie noch ausbuchstabiert werden müssen. Vier Punkte möchte ich in diesem Zusammenhang besonders betonen:

1) *Von Gesellschaft zum Sozialen.* Die Unmöglichkeit, von einem vorgängig bestimmten Kontext auszugehen, wirft die Frage auf, ob wir noch von „der" Gesellschaft im Sinne eines gegebenen Rahmens von Kräfteverhältnissen ausgehen können, in der diskursive Praxis stattfindet. Mit Ernesto Laclau ziehe ich die Rede von dem „Sozialen" vor – ein Begriff, der die konstitutive Offenheit von Gesellschaft nahe legt und die Notwendigkeit betont, ihre Lücken, Risse und Brüche mit immer neuen, kontingenten Diskursereignissen zu vernähen. Das Soziale ist ein heterogener Raum, in dem sich eine symbolische Ordnung institutioneller Positionen von ständig wechselnden imaginären Bezügen zum Anderen überlagert wird. Es ist keine Basis geteilter Werte,

Erfahrungen oder Vorstellungen, sondern ein prismatisches Labyrinth von Subjekt-Positionen, in dem sich die versubjektivierten Individuen in ihren imaginären Andere wiederfinden, indem sie diese systematisch „verkennen".

2) *Von einer subjektivistischen zu einer diskursiven Theorie der Subjektivität.* Die vorgestellte Diskurstheorie betrachtet Subjektivität als einen spezifischen diskursiven Effekt der Artikulation von Ereignis und Struktur. Subjektivität ist als ein Spezialfall des Diskurses anzusehen, der auch ohne Subjektivität möglich ist. Sie ist ein Phänomen, das auf diskursive Regeln und Positionen verweist, die außerhalb individueller Kontrolle und Gestaltbarkeit liegen. Sie entsteht, indem sich die Individuen an den Bruchstellen der diskursiven Formation Subjekt-Positionen aneignen und diese mit irreduzibel kontingenten Ereignissen immer wieder neu vernähen. Im Gegensatz zu Handlungstheorien lokalisiert dieser diskurstheoretische Ansatz den Ort der Freiheit nicht im Subjekt. Freiheit ist, wenn man so sagen kann, auf der Ebene des Ereignisses anzusiedeln, von wo aus die Individuen in ihren Subjekt-Positionen installiert werden.

3) *Verschränkung von („diskursiver") Macht und („bloßer") Gewalt.* Da sich Macht je nach der Subjektposition, von der aus das Individuum in den Diskurs eintritt, in unterschiedlichen imaginären Brechungen darstellt, kann sie als ein „innerdiskursives" Phänomen gelten, das den Subjekten erlaubt, sich in bestimmten Hierarchie- und Dominanzverhältnissen zu verorten. Doch kann mit Lacan argumentiert werden, dass der Eintritt des Individuums in den Diskurs nie vollständig ist, dass das Individuum mithin immer nur „auf dem Weg" in den Diskurs ist, und zwar gerade weil der Diskurs kein geschlossenes System von Positionen bereitstellt, in dem sich alle Elemente vollständig gegenseitig definieren. Gesellschaftliche Praktiken, die an dem gleichsam „vordiskursiven" Trägermaterial des Diskurses ansetzen – an den „bloßen" (biologischen) Leben – schreiben sich daher in keine Machtmatrix im engeren Sinne ein; sie sind „nackte" Gewalt, die auf die „exkludierten" Individuen des Diskurses wirken – d.h. auf „Körper", die von der soziosymbolischen Ordnung nicht oder nur teilweise definiert werden (vgl. Agamben 1995). Im Lichte der unvollständigen Subjektivierung der Individuen kann eine Trennung von „diskursiver" („subjektkonstitutiver") Macht und „vordiskursiver" („bloßer") Gewalt also nur analytisch möglich sein.

Und 4) *Von einem voluntaristischen Politikbegriff zur Ereignishaftigkeit des Politischen.* Welche praktischen Handlungskonsequenzen bzw. politischen Perspektiven können sich hieraus ergeben? Den antihumanistischen Ansätzen aus Frankreich wurde oft vorgehalten, sie ließen politische Praxis in abstrakten, statischen Strukturen verschwinden. Insofern der Diskurs von irreduzibel kontingenten Ereignissen her gedacht wird, ist dieser Vorwurf unberechtigt, muss diskursive Praxis doch insofern als fundamental „politisch" betrachtet

werden, als sie keine vorgängig gegebene Objektivität oder Gesetzmäßigkeit fortsetzt oder abbildet. So lässt sich mit Jacques Derridas Theorie unentscheidbarer Entscheidungen (1994), Alain Badious Ethik des politischen Ereignisses (2003) oder Emanuel Lévinas' Ethik der radikalen Alterität (1977) ein postsubjektivistischer Begriff des Politischen umreißen, der auf der Kontingenz des Ereignisses bzw. Äußerung aufbaut. Diese gegenwärtig geführte Diskussion über das Politische kann – wenn auch plakativ – als der Versuch beschrieben werden, das Politische eines diskursiven Akts in Bezug auf einen Mangel im Sozialen zu erklären, der durch den politischen Akt vorläufig vernäht wird. Ein Akt ist also nicht politisch, weil er von einem sprechenden Subjekt kontrolliert wird; er wird vielmehr politisch, weil er eine nichtvernähbare Spannung bzw. Irritation in der Struktur des Sozialen artikuliert. In Anlehnung an Marx' Diktum, wonach sich „die Menschheit immer nur Aufgaben [stellt], die sie lösen kann" (Marx und Engels 1987: 173), verweist die Definition dessen, was ein Ereignis politisch werden lässt, daher auf das soziohistorische Terrain zurück, in das es sich einschreibt. Das politische Begehren ist demnach nicht dem Individuum eigen; es organisiert sich vielmehr um den Mangel des Sozialen, dessen begrenzt objektive Struktur immer aufs Neue hegemonial artikuliert werden muss, und zwar in der politischen Praxis des Diskurses, deren Wirkungen den Individuen immer wieder entgleiten und deren Bedeutungsebenen intentionale Kontrolle überschießen.

Ich möchte mit dem Ausdruck meiner Hoffnung darüber schließen, dass es mir – mit Lacan – gelungen ist, eine „Illusion theoretischer Kohärenz und Einheit" aufzubauen, ohne die eine (Subjekt-)Position in der theoretischen Debatte nicht bezogen werden kann. Doch auch das Scheitern dieser Illusion könnte diskurspragmatisch als Erfolg gelten – zumindest dann, wenn sich die LeserInnen von dem Scheitern der Illusion irritieren und dadurch als Subjekte des Diskurses interpellieren lassen.

Literatur

Agamben, Giorgio (1995): Homo sacer: il potere sovrano e la nuda vita, Torino.

Althusser, Louis (1995): Sur la reproduction, Paris.

Angermüller, Johannes (2001): Diskursanalyse. Strömungen, Tendenzen, Perspektiven, in: Angermüller, Johannes/Bunzmann, Katharina/Nonhoff, Martin (Hg.), Diskursanalyse. Theorien, Methoden, Anwendungen, Hamburg: 7-22.

Angermüller, Johannes (2005a): Diskurs als Aussage und Äußerung. Die enunziative Dimension in den Diskurstheorien Michel Foucaults und Jacques Lacans, in: Adamzik, Kirsten/Warnke, Ingo (Hg.): Diskurslinguistik. Methoden – Gegenstände – Grenzen, (geplant).

Angermüller, Johannes (2005b): Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse in Deutschland. Zwischen Rekonstruktion und Dekonstruktion, in: Keller, Reiner/Hirseland, Andreas/

Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.): Wissenssoziologie und Diskursforschung. Potenziale einer Annäherung, Konstanz (geplant).
Benveniste, Émile (1974): Problèmes de linguistique générale, 2, Paris.
Butler, Judith (1997): The Psychic Life of Power, Stanford.
Ducrot, Oswald (1984): Le Dire et le dit, Paris.
Foucault, Michel (1966): Les Mots et les choses. Une archéologie des sciences humaines, Paris.
Foucault, Michel (1969): L'Archéologie du savoir, Paris.
Foucault, Michel (1971): L'Ordre du discours, Paris.
Foucault, Michel (1975): Surveiller et punir. Naissance de la prison, Paris.
Lacan, Jacques (1973): Le Séminaire. Livre XI. Les quatre concepts fondamentaux de la psychanalyse, Paris.
Lacan, Jacques (1975): Le Séminaire. Livre I. Les écrits technique de Freud, Paris.
Lacan, Jacques (1978): Le moi dans la théorie de Freud et dans la technique de la psychanalyse. Le séminaire, Livre II, Paris.
Laclau, Ernesto (1990): New Reflections on the Revolution of Our Time, London/New York.
Lyotard, Jean-François (1979): La Condition postmoderne, Paris.
Maingueneau, Dominique (1993): Le contexte de l'œuvre littéraire. Énonciation, écrivain, société, Paris.
Marx, Karl/Engels, Friedrich (1987): Zur Kritik der politischen Ökonomie. Ausgewählte Werke, Moskau: 171-175.
Pêcheux, Michel (1975): Les Vérités de La Palice, Paris.

Annett Herrmann

Übersehene Zeiten

Marginalisierte und hegemoniale Zeitstrukturen. Eine Erweiterung des temporalen Blicks

„Weil uns die Zeit definiert,
müssen wir sie definieren" (Rifkin 1988).

Tempo! Tempo! Tempo! Allgegenwärtige Beschleunigung?

Beschleunigung, Verdichtung, Verstetigung, Deregulierung, Desynchronisierung, Individualisierung, Zeitmanagement, neue Zeitbindungen, die Ökonomisierung der Zeit und soziale Exklusion sind Trends, deren Neues darin besteht, dass die Globalisierung diese Prinzipien des sozialen Lebens zu verallgemeinern und zu verdichten sucht (vgl. Garhammer 1999: 64 ff., 463 ff.). In fast allen Lebensbereichen wird Zeit eingespart, um Zeit zu gewinnen, ohne dass der Widersinn dieser Aussage hinterfragt wird. Der Imperativ, Zeit zu sparen, betrifft nicht nur wirtschaftliche Prozesse, sondern nahezu alle Alltagsaktivitäten. Regionale und nationale Esskulturen weichen zu Gunsten von Instant- und Fertiggerichten sowie Fast-Food-Ketten. Tempowahn bei verkehrlichen und sportlichen Aktivitäten lässt sich als ein weiteres Indiz herausstellen, das wiederum in Schule und Beruf mit dem Prinzip „Leistung in der Zeit" verknüpft wird. Auch die Medien, die mehr durch die Flüchtigkeit der Bilderwelt und die unruhige Kameraführung (VIVA, MTV) Inhalte vermitteln, sind lediglich der Unterhaltung und dem vorgefilterten Informationsfluss dienlich. Mit Hilfe von E-Mail, Fax und Handy ist der moderne Mensch allgegenwärtig und erreichbar. Zeitknappheit und ihr Zwillingsphänomen Temposteigerung charakterisieren das Prinzip der Beschleunigung, das sich als ein soziales Strukturprinzip im sozialen Handeln definieren lässt und zu einem besonderen Ausdrucksmittel im Beziehungssystem der Menschen in ausdifferenzierten Gesellschaften wird. Frei nach dem Motto: „Wer schneller lebt, ist schneller fertig!"

Zustandszuschreibungen wie Hochgeschwindigkeitsgesellschaft, Risikogesellschaft, Hochleistungsgesellschaft, flexibilisierte Gesellschaft, Rund-um-die-